schweiz – gesehenes und ungesehenes



Was kommt hinter dem Vertrauten?
Tektonisches Erdtheater
Canyonzauber im Jura
‹An den Ufern des Klondike›
Geborgenheit in der Kälte
Ein Feuer in den Felsen
Der dimensionslose Raum
Druiden im Jura?
Die sechste Episode
Akadémeia im Emmental
Sud
Villeggiatura in der Kälte
Feuer
Nachtwache
Dorf unter den Felsen
Lebensraum Stein
Arkadien in den Felsen
Eine Treppe über dem Abgrund
Vertrauendes Wohnen im Fels
Verschwiegene Refugien
Treppengespräche
Wie erleben Städter das Dorf?
Wildwasser
Terrassenzauber
Ein Dorf stirbt
Akademien in Arkadien?
Indian Summer

62 Corippo, Ansicht des Dorfes, 1959
Zehn Jahre vor unserem ersten Besuch erstellen vier Studenten der TH Stuttgart eine Bauaufnahme von Corippo. Die präzisen Zeichnungen der Dorfanlage, einzelner Bauten bis hin zu konstruktiven Details stellen ein kostbares Zeitdokument dar.

Bilder nachstehende Seiten:

63 Val Verzasca, Bisada, ein Landschaftsausschnitt
Die Lichtung inmitten eines Bergsturzgebiets geht vermutlich auf einen bronzezeitlichen Rastplatz zurück, als die Flusskaskade durch den Bergsturzkegel noch nicht begehbar ist. Sie umfasst zwei Wiesen, getrennt durch eine terrassierte Böschung. Das Gelände ist bei Besitzesantritt zu zwei Dritteln vom Wald zugewuchert. Heute ist dieser auf einen (bleibenden) Drittel zurückgedrängt. Die vier Bauten werden unter Wahrung der überkommenen Architektur instandgestellt und umgenutzt – ohne Dämmung und Elektrizität. Die Umfassungsmauer und viele Terrassen sind weitgehend wiederaufgebaut, bedürfen aber einer fortlaufenden Sicherung. Der verbliebene Wald erfährt eine Auslichtung in Richtung einer ‹selva›.

Schlussbild:
64 Val Verzasca, Bisada, ‹Indian Summer›
Herbststimmung auf der Bisada.

‹Indian Summer›

Der Herbst umwirbt die Bäume.
Er betört mit Farben, Düften
und lässt im Dunst die letzten Falter gaukeln.
Hoch in den Bergen
stehen Lärchen wie Fackeln im ersten Schnee.
Der Wald gewinnt mit den unterschiedlichen Farben
eine ungeahnte Tiefe.
Jeder Baum setzt sich von seinen Nachbarn ab,
sie schimmern um die Lichtung wie eine Aura –
Kupfer, Bronze und Grünspan.

Die Blätter der Kastanien fallen als erste.
Sie drehen sich, tanzen in der Luft,
kosten die gewonnene Freiheit aus.
Die Ahorne lassen sich mehr Zeit.
Auf ihren vergilbenden Blättern stemmt sich
ein grünes Aderwerk dem Verfall entgegen.
Die Birken halten unbeirrt,
Fahnen gleich, gefiederte Wipfel hoch.
Das Geäst darunter zweigt schon kahl von Laub.
Bald stehen die Bäume im ‹Tutu› ihres Laubwerks,
gelb, braun, ein verblichenes Grün.
Einzig die Buchen und Eichen hüllen sich auf Dauer
in das Rostrot ihrer abgestorbenen Blätter.

In den Wiesen nisten Fliegenpilze,
leuchtende Kobolde
inmitten der matten Farben des Mooses.
Andere Pilze sammeln sich zu Kreisen,
Boten einer dem Menschen
nicht zugänglichen Unterwelt.
Die Schatten werden länger und weicher.
Im Licht der tief stehenden Sonne
flirren Mücken wie winzigste Brillanten.
Die klare Luft atmet die Frische der Nacht.
Sie rückt nah,
was im Sommer hinter Glast und Gewölk verborgen.
Im Schoss der Nacht steigt der Nebel himmelwärts,
umloht die Sichel des Mondes.
Ein filigraner, sich im Schatten bergender Rauhreif
verbreitet am Morgen die Botschaft des Winters.

Zeit ist's, sich vorzubereiten
auf den Einfall des Schnees.
Das Holz zu spalten und zu schichten.
Reisig zu sammeln,
die Flamme des Feuers zu schüren.
Die Abende setzen früher ein –
sie schaffen Raum für die gezähmte Glut
so mancher Flasche im Keller.
Man geht herum, durch Häuser, Wiesen, Obsthain,
um den Überraschungen des Frostes zu wehren.
Man geht auch in sich,
durchmisst in Gedanken
das sich dem Ende zuneigende Jahr,
wägt Begegnungen und Arbeiten ab.

Zeit wird's, so manchen Faden neu zu knüpfen.

Bisada – 2017

‹*Jour de Fête*› [1] im Elsass

Das Schauspiel mutet an wie eine unbekannt gebliebene Szene aus Jacques Tatis Film ‹*Jour de Fête*›. In einem Gassenhof des kleinen Ortes ist die Feuerwehr zugange. Die Männer, die Hosen zivil, darüber uniformiert gekleidet, öffnen ein Magazin und breiten ihre Schätze aus. Schläuche werden ausgelegt, eine Wasserpumpe in Position gebracht und Leitern an die Bäume des Hofes gestellt. Dies alles geschieht in einer Betriebsamkeit, als ob jemand in einem Ameisenhaufen gestochert hätte. Bei aller Emsigkeit geht es sehr formell zu. Alle paar Momente reckt sich einer der Männer und quittiert mit lauter Stimme eine Anweisung:
«*Oui, mon commandant!*».
Wir wissen nicht, ob wir der Auslöser dieser zackigen Operette sind. Man wähnt die Gruppe vor einem grossen Publikum. Tatsächlich sind wir die einzigen Zuschauer.

Mein Freund und ich sind mit den Motorrädern im Elsass unterwegs. Gegen Abend kehren wir im Gasthof des Dorfes ein. Die Wirtsstube liegt erhaben auf hohem Sockel, direkt gegenüber dem Übungsplatz der Feuerwehr. Der Freitreppe, die hinaufführt, ist oben ein Podest beigestellt, auf dem gerade mal ein runder Tisch und zwei Stühle Platz haben. Von dieser erhöhten Warte aus verfolgen wir den Auftritt mit grossem Vergnügen. Wir haben einen ‹Zwicker›, den Elsässer Alltagswein bestellt, dazu zwei Münsterkäse mit viel Kümmel. Die Bedienung obliegt einem Mädchen und ihrem Bruder. Derweil er unsere *Barbour*-Kleidung und die vor der Treppe abgestellten Motorräder bestaunt, nimmt sie die Bestellung auf. Der Wein ist schnell gebracht, mit der Bitte, sich wegen des Imbisses etwas zu gedulden. Uns fällt dies leicht, da gegenüber gerade eine Verstrickung mit den Schläuchen zu lösen ist. Dann erscheint die junge Frau mit einem bestürzten Gesicht:
«*Monsieur»,* beginnt sie und ringt die Hände, «wir haben derzeit keinen reifen Münster in unserem Keller!»
Mein Freund, von der Südseite des Jura gebürtig, schaut mich verdutzt an:
«Wo liegt das Problem? Haben Sie nun Käse oder nicht?»
Ich schmunzle:
«Münster ist offenbar schon vorhanden. Hier aber wird er nicht aufgetragen, wenn er nicht eine bestimmte Reife erreicht hat.»
Wir entscheiden uns stattdessen für eine Wurst mit Kümmel.

Drüben sind die Schläuche entwirrt. Jetzt werden mit viel Geklacke die Leitern eingefahren, die Auszüge fixiert. Die Übung der wackeren Mannen scheint sich dem Ende zuzuneigen. Auch wir beschliessen eben das kleine Mahl, als das Mädchen wieder unter der Türe erscheint. Sie beginnt etwas unsicher, wenngleich mit verhaltenem Stolz:
«*Monsieur*, wir hätten nun einen reifen Münster.»
Wir lachen hellauf und fragen verblüfft, wie sie den Reifeprozess denn so schnell hat beschleunigen können. Sie hält dagegen:
«Ich habe meinen Bruder ins Dorf geschickt. Er hat überall nachgefragt, ob jemand einen reifen Münster für die *clients* seiner Schwester hätte. *Et par chance,* er hat einen mitgebracht.»
Der Käse passt ausgezeichnet als Nachtisch, den wir uns nach dieser Fürsorge besonders schmecken lassen. Drüben ist alles eingeräumt, nach einem letzten schmetternden Appell steuern die Männer unserem Gasthof zu. Mit vielen Wünschen passieren sie unseren Tisch, «Güete *Bonjour*» oder «Wohl bikumms, *Messieurs*», und verschwinden zum wohlverdienten Abendtrunk in der Wirtsstube.

Elsass – 1971



1 Der Titel, was denn sonst, ist dem unvergleichlichen Film «Jour de Fête» von Jacques Tati, gedreht 1947 in Sainte-Sévère-sur-Indre, entlehnt.



10 Ich entlehne diese Paraphrase in konspirativer Verbundenheit zu Franz-Josef Degenhardt und seinem ersten Plattentitel aus dem Jahr 1963.

138 Weimar, Römisches Haus
Die römische Antike inmitten von nordischen Fluren. Das als Gartenhaus für den Herzog Carl August erstellte Römische Haus wird nach dem Muster eines römischen Tempels gestaltet. Die Anregung dazu kommt von Johann Wolfgang Goethe, seinerseits beeinflusst von Eindrücken seiner Italienischen Reise.

Bilder umstehende Seiten:
139, 140 Weimar aussen – innen
Das klassizistische Städtchen, obwohl in unserer Wahrnehmung noch immer im Osten gelegen, überrascht durch ein mediterran anmutendes Farbenspiel seiner Innen- wie Aussenräume. Ein Gehänge wilder Weinblätter wetteifert in der Gegenüberstellung mit dem Wandschmuck eines prächtig ausgestatteten Salons.

Zonenwechsel

Es herrscht eine jener Abendstimmungen,
ein rosiges Licht,
das sogar eine Industrieanlage zu einer Komposition
von Friedrich'scher Innigkeit verklärt.
Der von den Hauptlinien ausscherende Zug quert,
über Weichen ratternd, den metropolitanen Gürtel,
gewinnt in flachen Tälern Raum und Sicherheit
und richtet seinen Lauf nach Osten.
In der Zugbegleitung zeigt sich ein jäher Wechsel –
statt jovialer Männer bestimmen Frauen nun das Bild.
Ihr Lächeln, ihr distanziertes Auftreten lässt ahnen:
Sie brechen nicht wie der Reisende
auf in unbekannte Räume, sie kehren heim.

Draussen ziehen Fluren
an mäandrierenden Bächen vorbei.
Auf den Wiesen glänzt der erste Tau –
und niemand weit und breit,
ihn als sanfte Benetzung auf der Hand zu spüren.
Unbelebt ziehen Triften und Gehölze vorüber,
unterbrochen dann und wann von schattenhaften Bauten.
Verlassen scheinbar, wie das unmerklich
in der Dämmerung versinkende Umfeld.
Am Himmel stehen Wolkenbänke
mit lichtumflorten Rändern,
darunter staffeln flache Kuppen
sich einem nachtdunklen Horizont entgegen.
Wasserspiegel, dazwischenliegend,
erweitern ihn ins Unendliche.
Erinnerungen an alte Grenzen werden wach:
Gerstungen an der Werra?!
Des Nachts werden hier noch Lichter geistern.
Im Gedächtnis eingebrannt der dumpfe Schlaf
der vor der Wende nach Berlin Reisenden,
die hier zwischen «null Uhr null und Mitternacht» [10]
die Kontrolle ihrer Papiere zu gewärtigen hatten.
Der Zug scheint einen Moment zu verharren
und wirft sich dann umso entschiedener
in den inmitten von Pioniergras und Ranken
sich verästelnden Geleisefächer.
Rostende Schuppen, von keinen Menschen mehr
betretene Wege und Plätze –
die Natur setzt dem Argwohn und dem Schrecken
einer der Geschichte anheimgefallenen Grenze
einen blühenden Wildgarten entgegen.

Der Zug zieht unaufhaltsam seine Bahn
und spannt eine stählerne Brücke über das,
was früher der eiserne Vorhang geheissen ward.
Draussen senkt die Nacht sich nieder,
Gewitterwolken nisten auf den Hügeln,
dem Dunkel aber fehlt die Düsternis vergangener Tage.
Unter dem gleichförmigen Takt der Schienenstösse
strebt der Zug einem noch fernen Lichtpunkt entgegen.
Morgen werde ich in Goethes Heimat
einer jungen Zuhörerschaft die Eigenheiten
südlicher Landschaften und Orte offenlegen:
‹Classic meets Jurassic›.

Weimar – 2005

Fundstück Garten 5:

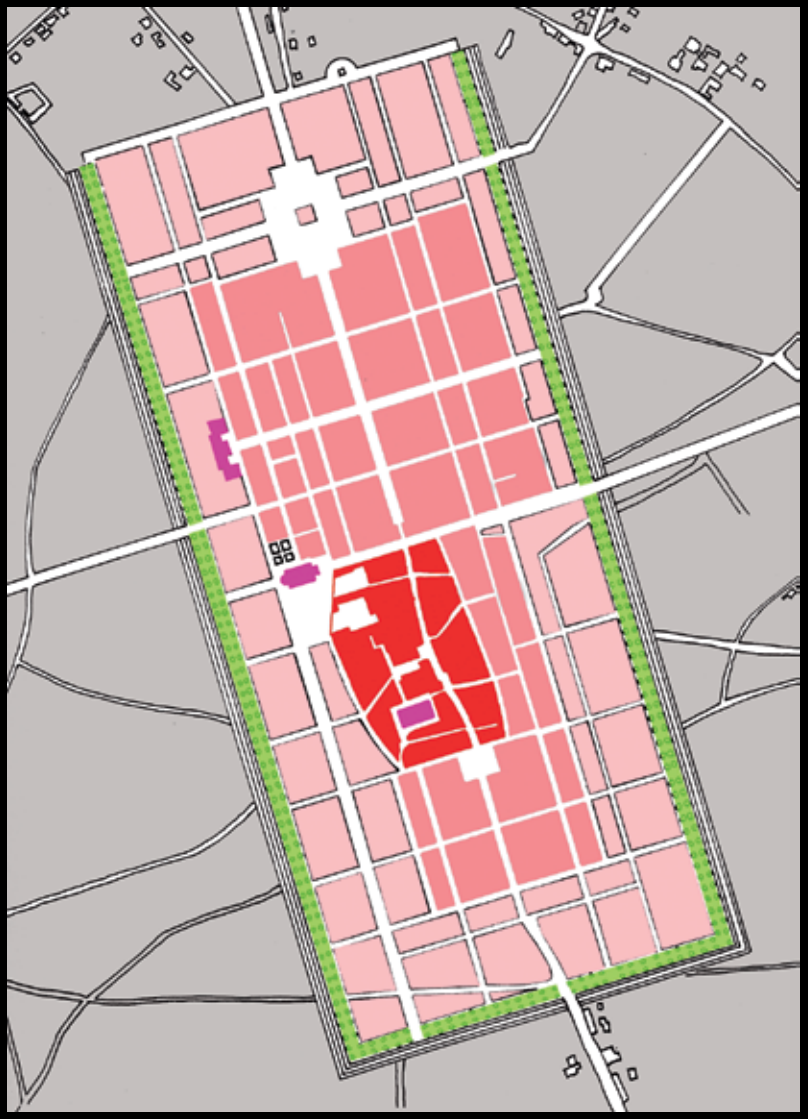
Ein römisches Castrum in Preussen

Krefeld, Stadtanlage

Die ‹Samt- und Seidenstadt› Krefeld wird unter preussischer Herrschaft lange protegiert. Ihr Reichtum ermöglicht im 19. Jahrhundert das Hinzuziehen von Fachkräften ersten Ranges für die notwendig werdenden Stadterweiterungen. Der Baudirektor der herzoglich-bergischen Hauptstadt Düsseldorf, Adolph von Vagedes, zeichnet verantwortlich für das klassizistische Stadtkonzept. Er fasst die älteren Stadtteile in einem einfachen geometrischen Umriss zusammen und gliedert die neuen Baufelder nach einem orthogonalen Raster. Im 1819 vorgelegten Plan sieht er noch eine kreuzförmige Anlage vor. Wilhelm III. hält dagegen, den Grundriss zu beschneiden, damit «hiernach (Krefeld) in seinem Äußeren (...) eine ganz regelmäßige Form gewinne».

Vagedes plant die Neustadt auf drei Seiten mit ‹Wällen› einzufassen, welche als breite Boulevards mit regelmässigen Baumreihen bepflanzt werden. Wahrscheinlich spielt ihm hier eine Erinnerung an seine Studienstadt Paris hinein. Wenngleich Krefeld nicht mit Paris zu vergleichen ist, so bilden die Seidenbarone mit ihrem Repräsentationsbedürfnis doch genügend ‹Staffage› zur Belebung der Wälle. Deren Gestaltung obliegt dem Landschaftsarchitekten Maximilian Friedrich Weyhe, dem Hofgärtner von Düsseldorf, und seinen Söhnen. Der Nachfolger von Vagedes, Franz-Anton Umpfenbach, vollendet ab 1840 die drei Seiten der Wälle und schliesst den Castrumsplan nach Norden ab. Seine Anpassungen im Stadtinnern im Sinn eines romantischen Klassizismus werden vom preussischen Oberbaudirektor Karl Friedrich Schinkel wohlwollend beurteilt.

Mit den baumgesäumten Wällen fallen in Krefeld im 19. Jahrhundert die Topoi Stadt- und Gartengrenze zusammen. Die Grundstruktur entspricht einem barocken Garten, mit der eingebetteten ‹Störung› der Altstadt.



111 Krefeld, Stadtplan um 1840



Begegnung am Wegrand:

Chronistin eines unaufhaltsamen Verschwindens

Industrielandschaften von Helen Clapcott
Die 1952 geborene Künstlerin zieht im Alter von zehn Jahren mit ihren Eltern nach Stockport, einer Industriestadt des ‹Metropolitan Countys› von Greater Manchester. Friedrich Engels kennzeichnet 1844 den Ort als «eines der düstersten, rauchigsten Löcher in der ganzen Industrieregion». Dies wird sich in den Fünfzigerjahren des 20. Jahrhunderts noch nicht entscheidend gebessert haben. Trotzdem beginnt Helen Clapcott eine bis heute anhaltende Auseinandersetzung mit der spröden Ambiance des Mersey Valley und seinen ikonischen Industriebauten. In den Achtzigerjahren verfolgt sie zeichnerisch den Niedergang und die Beseitigung der landschaftsprägenden Industriekomplexe. Die Beobachtungen dieser Periode setzt sie bis heute in grossformatigen Öl- und Temperabildern um.

Viele der Landschaften Clapcotts sind in ein fahles Licht getaucht, welches Hügel und Grossbauten magisch anmutend konturiert.